



Leseprobe

Deborah Copaken

Ladyparts

Memoiren eines
Frauenkörpers im 21.
Jahrhundert - »Sei deine
eigene Heldenin, nicht das
Opfer.« Nora Ephron

»Exakt beobachtet, mit schwarzem Humor
und viel Gefühl.« *Welt am Sonntag Kompakt*

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 608

Erscheinungstermin: 10. Juli 2024

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Inhalte

- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

Zum Buch

Mal wahnsinnig komisch, mal anklagend: Deborah Copakens Memoiren sind ein schonungsloses Inventar des weiblichen Körpers und der weiblichen Körperpolitik.

Was bedeutet es, im Amerika des 21. Jahrhunderts mit weiblichen Organen zu leben? Wieso wird man nur aufgrund dieser Organe nicht gesehen, nicht fair bezahlt und nicht angemessen medizinisch behandelt? Deborah Copaken erzählt von persönlichen, gesundheitlichen und politischen Krisen und deckt dabei den Sexismus in sämtlichen Bereichen der Gesellschaft auf, vom Gesundheitswesen bis zum Dating. Copaken war Kriegsfotografin in Afghanistan, Israel und Simbabwe. Doch abseits dieser Schauplätze kämpft sie eine andere, unsichtbare Schlacht, im ganz normalen Alltag: die Schlacht mit und für ihren Körper. Denn in einem weiblichen Körper zu leben, kann mitunter blutig und gefährlich sein, andererseits aber auch wunderschön. Eine packende weibliche Biografie in Körperteilen, die zeigt: Das Persönliche ist politisch.



Autor

Deborah Copaken

Deborah Copaken, geboren 1966, ist Journalistin, Kriegsfotografin, Drehbuch- und *New-York-Times*-Bestsellerautorin. Für ihren Roman *The Red Book* war sie 2013 für den Women's Prize for Fiction nominiert. Als Drehbuchautorin schrieb sie an der Serie *Emily in Paris* mit, als Fernsehjournalistin bei ABC News gewann sie einen Emmy. Copaken lebt in Brooklyn.

btb

Deborah Copaken

LADYPARTS

Memoiren eines Frauenkörpers
im 21. Jahrhundert

Aus dem Englischen von
Sophie Zeitz und Nina Lieke

btb

*Für Sasha, wieder
◊
in Erinnerung an Nora*

»Vor allen Dingen sei deine eigene Heldin,
nicht das Opfer.«

Nora Ephron

»Ihre Seelen wollten sie retten, dabei konnte jeder, der kein ausgemachter Esel war, doch sehen, dass ihren Seelen nichts weiter fehlte, als dass sie keine menschenwürdige Existenz für ihre Körper hatten finden können.«

Upton Sinclair, *Der Dschungel*

Inhalt

<i>Anmerkung der Autorin</i>	13
<i>Vorwort</i>	15
Teil 1: VAGINA	21
1 Feuerwerk	23
Teil 2 : GEBÄRMUTTER	37
2 Lunch mit Nora, Freds	39
3 An jenem klaren blauen Morgen	50
4 Lunch mit Nora, East Hampton	60
5 Empathie	64
6 Fluchten	75
7 Lunch mit Nora, E.A.T.	82
8 Wo ist der Ehemann?	99
Teil 3: BRUST	117
9 Erdrutsch	119
10 Chiaroscuro	151
11 Ja, und ...	172
12 Health Today	194
13 In flagranti	212
14 Sie haben das große Los gezogen!	224

Teil 4: HERZ	233
15 Inwood	235
16 Geld	256
17 Am Ruhepunkt der sich drehenden Welt	278
18 Fehlender Durchblick	293
19 Unerwidert	304
20 Die Kirche der verirrten Herzen	314
21 Lunch mit Ken Kurson	325
Teil 5: GEBÄRMUTTERHALS	339
22 Ein indirektes Tinder-Date	341
23 Durkheim	352
24 Public Relations	363
25 Private Relations	375
26 Wiedereinstieg	383
27 Younger	390
28 ENFP	396
29 Little Buddha	405
30 Blutiger Muttertag	413
31 Krankenhäuser sind nicht mein Fall	421
32 Mein Tag vor Gericht (Mein Nachmittag im Krankenhaus)	439
Teil 6: GEHIRN	455
33 Kopf leer	457
34 #MeToo	482
35 Geistige Gesundheit	502
36 Hat jemand was gesagt?	515

Teil 7: LUNGE 529

- | | | |
|----|--------------------------|-----|
| 37 | Wünsch dir was | 531 |
| 38 | Der Preis von Sauerstoff | 558 |
| 39 | Feuerwerk reloaded | 564 |

Dank 581

Endnoten 587

Anmerkung der Autorin

Das menschliche Hirn ist kein Tonbandgerät. Was beim Schreiben von Memoiren ein Nachteil ist. Habe ich jedes gesprochene Wort auf diesen Seiten eins zu eins transkribiert? Nein. Unmöglich. Mit Ausnahme von E-Mails, die dokumentiert sind, und Zitaten aus Studien sind alle Dialogpassagen durch den Zerrspiegel meiner – zum Teil traumatischen – Erinnerung gefiltert, wo sie einen tiefen, aber subjektiven Eindruck hinterlassen haben. Habe ich mich trotzdem bemüht, jeden Satz zwischen den Anführungszeichen, meine eigenen Äußerungen eingeschlossen, nach bestem Wissen und Gewissen wahrheitsgemäß wiederzugeben? Ja. Auf jeden Fall.

Daneben habe ich viele Namen geändert oder weggelassen (z. B. »mein Ex«, »mein Sohn«, »meine Tochter«, »der Schauspieler«, »die PR-Firma«) und identifizierbare Merkmale unterschlagen, um niemandes Privatsphäre zu verletzen, denn alle Personen und Unternehmen, über die ich hier spreche, sind real, nicht fiktiv. Jede Szene in diesem Buch hat tatsächlich so stattgefunden, ohne Verdichtung der Ereignisse, Zeitverschiebungen oder Änderungen des narrativen Bogens. Dabei wurde jede Szene – wenn nicht anders gekennzeichnet, etwa während meiner Bewusstlosigkeit – ausschließlich aus meiner eigenen Perspektive geschildert. Ich bin die Person im Krankenbett, nicht die, die das Bett schiebt oder zusieht, wie es im OP verschwindet. Will sagen: Das hier ist mein Blutbad. Meine Geschichte. Die Flecken auf dem Boden sind echt, aber die Interpretation ist, wie bei jedem Rorschach-Test, allein meine.

Vorwort

Die Idee zu diesem Buch kam mir im Sommer 2018 unter der Dusche, ein Jahr nach meinem Nahtod-Erlebnis infolge einer Vaginalstumpf-Dehiszenz*. Als ich an meinem narbenübersäten Oberkörper hinunterblickte und ihn im Geiste in seine Teile zerlegte – wie ein Metzger, der eine Kuh betrachtet, oder ein Werber vor #MeToo eine junge Praktikantin –, fiel mir auf, dass jedes defekte Teil von mir nicht nur für das zeitliche Kapitel meines Leben stand, in dem es mich im Stich gelassen hatte, sondern dass die Teile in der Summe auch eine seltsam passende Erzählstruktur ergeben: Organ für Organ, Schnitt für Schnitt, jede Diagnose eine treffende Metapher für die parallel stattfindenden Umbrüche in meinem Leben.

Nämlich: In denselben Stunden, als mir die Gebärmutter entfernt wurde, starb meine geliebte Mentorin und Ersatzmutter an Krebs, und meine Tochter bekam das erste Mal ihre Tage. In dem Monat, als ich einen Knoten in meiner Brust entdeckte, wurde ich erst alleinerziehende Mutter meiner Kinder und dann Herbergs-mutter einer bunten Kommune in Harlem. Als ich gerade wieder den Sprung ins Dating-Gewässer wagte, geriet mein Herz aus

* Falls du diese Diagnose googelst, wovon ich abrate, hafte ich nicht für entstehende Traumata. Ich habe es am Tag nach meinem Krankenhausaufenthalt getan und werde die Bilder nicht mehr los. Ernsthaft. Sei gewarnt. Ich verspreche, dass ich die relevanten Details in diesem Buch zwar nicht geschmackvoll, aber mit genug komischer Distanz beschreibe, um die Sache hinter uns zu bringen.

dem Rhythmus. Als die ersten Interessenten auftauchten, machte mein Gebärmutterhals dicht. Während ich an meiner Wiedergeburt arbeitete, versuchte meine Vagina mich umzubringen. Und mein Gehirn musste um den halben Globus reisen, um zu lernen, wie man die Lautstärke herunterdreht, nachdem seine sterbliche Hülle fast den Löffel abgegeben hatte. Und am Ende meldete sich auch noch meine Lunge zu Wort – die im ursprünglichen Entwurf nicht vorkam –, als Mahnung an uns alle, besonders in den USA, dass das Recht zu atmen nicht selbstverständlich ist.

Mit anderen Worten, die Narben, die meinen weiblichen Körper bedecken, lieferten die Struktur einer Geschichte, die darum bettelte, geschrieben zu werden, Körperteil für Körperteil, wie die Punkt-zu-Punkt-Bilder, die, wenn man die Zahlen in der richtigen Reihenfolge verbindet, einen Elefanten, einen Schneemann oder ein Hündchen ergeben. Nur dass dabei ich herauskäme. Mehr noch, dachte ich, als ich mich an jenem Morgen abtrocknete und anzog, wenn ich meinen Körper in seine Teile zerlegen und objektivieren würde, ohne die übliche Misogynie, hätte ich eine Art Mikroskop, durch das sich die Komplexität der ganzen Welt betrachten ließe. Nicht nur die Schnitte, Narben und gelegentlichen Bananenschalenausrutscher, sondern auch die Freuden, Triumphen und Lachanfälle, die bei den unzähligen Werkstattbesuchen nebenbei entstehen. Denn was sich zunächst wie ein ständiges Wegducken vor dem Niederschlag eines endlosen Shitstorms anfühlte, kam mir plötzlich wie das schicksalhafte Geschenk einer extrem großzügigen Muse vor – *Hier, Deb, nimm noch eins! Und noch eins! Juhu!* Und der schlichte Akt dieser Umdeutung gab mir unversehens einen Regenschirm, mit dem ich mich schützen konnte. Und die Struktur, ihn zu beschreiben.

Diesen Heureka-Moment hatte ich schon einmal erlebt, im Café Xando, das nicht mehr existiert, Ecke Broadway und West 76th Street, im Mai 1998 gegen 7.30 Uhr morgens. Ich hielt den Doppel-

buggy mit meinen damals ein- und zweijährigen Kindern fest, als mir plötzlich die Idee kam, wie ich meine traumatischen und chaotischen Erfahrungen als Kriegsfotografin in Krisengebieten ordnen könnte. Mir fiel auf, dass in jeder meiner Erinnerungen nicht nur ein Ort zu sehen war – Afghanistan, Israel, Rumänien, Zimbabwe, die UdSSR –, sondern im Hintergrund auch eine männliche Figur: ein Schurke, ein Liebhaber, ein guter Samariter, ein schwieriger Freund, ein Ehemann, mein erstgeborener Sohn. Ich fischte einen Stift aus der Handtasche. Fand eine Serviette. *Ich drehe Laura Mulveys male gaze um*,¹ dachte ich, als ich die Namen der Männer auf der Café-Serviette notierte, *und gebe jedem Kapitel meines Lebens als selbstständige Frau in der Welt und im Krieg den Namen eines Mannes (oder kleinen Jungen), der im Off steht*. Ich bin das sehende Subjekt. Die Männer sind das Objekt – meiner Zuneigung, meiner Wut, meiner Lust, meiner Dankbarkeit, meiner Liebe. *Der female gaze*, schrieb ich darunter, zweimal unterstrichen: die tägliche Erinnerung daran, wie ich meine Geschichte deuten will.

Ladyparts ist das Gegenstück und die Fortsetzung dieses weiblichen Blicks, diesmal auf meinen eigenen Körper gerichtet. Nicht um meine Identität auszulöschen, wie der männliche Blick es tun würde, sondern um sie mir zurückzuholen.

In den zwanzig Jahren, die seit *Shutterbabe*^{*} (deutsch: *Das Abenteuer leben*) vergangen sind,² sind mein Körper und ich durch eine relativ hohe Zahl narrativer Schlaglöcher gerumpelt: medizinisch, familiär, finanziell, beruflich, emotional, und hoppla, wer rech-

* Ich wollte das Buch »*Shuttergirl*« oder »*Develop Stop Fix*« nennen, aber man sagte mir, der Titel sei nicht meine Entscheidung. Traurig, da es in *Shutterbabe* darum geht, den männlichen Blick umzukehren, nicht vor ihm zu kapitulieren, aber, hey: Hier bin ich wieder, bei Random House. Zwanzig Jahre, sieben Bücher, drei Verlage und eine #MeToo-Bewegung später. Heute sitzen andere am Ruder. Schwamm über den Sexismus.

net mit sowas? Plötzlich stand das FBI vor meiner Tür. Oft sah ich mich gezwungen, mich hartnäckig, lautstark und teils unter großen persönlichen Opfern zu wehren, während ich gleichzeitig vier Abstürze auf einmal auffing: den der Medienindustrie, den meiner Ehe, den meiner Gesundheit und den der amerikanischen Mittelklasse.

Ist meine Stimme vom vielen Schreien etwas schrill geworden? Darauf kannst du Gift nehmen. Ich weiß, ich spreche für viele Frauen in den USA, wenn ich sage: Wir sind es leid! Wir sind es leid, dass die Care-Arbeit am Ende immer auf uns zurückfällt. Wir sind es leid, dass Konzerne Gesetze brechen und die Regierung die Bedürfnisse arbeitender Familien ignoriert. Wir sind es leid, für unseren »Ton« kritisiert zu werden, wenn dieses Wort als Waffe verwendet wird, um uns zum Schweigen zu bringen. Wir sind es leid, weniger Geld zu verdienen als Männer, beim Sprechen unterbrochen zu werden, willkürlich gefeuert zu werden und in der Menopause, wenn wir gerade zur Hochform auflaufen, aussortiert zu werden. Wir sind es leid, ganze Arbeit zu leisten, ohne ganz gewürdigt zu werden. Wir sind es leid, uns reinhängen zu müssen, während wir rausgedrängt werden. Wir sind Geheimhaltungsverträge, Grapscher, Datenlücken und Versorgungslücken leid. Wir sind es leid, von der Forschung vernachlässigt zu werden.

Wir sind Schlagzeilen wie diese leid, aus der ersten Woche nach dem *annus horribilis* 2020, als im Schwarzlicht eines neuen Virus die riesigen Löcher im Sicherheitsnetz unseres Landes zum Vorschein kamen: »Die US-Wirtschaft hat im Dezember 140 000 Jobs verloren. Alles Frauen.« Und wir sind die Folgen leid, die das alles für unsere Psyche, unsere beruflichen Entscheidungen, unsere Lebensqualität, unser Konto und unsere Gesundheit hat.

Denn selbst wenn die Zahl meiner Operationsnarben ungewöhnlich hoch ist, sind die einzelnen Diagnosen ungewöhnlich? Nein. Bin ich eine Ausnahme? Nein, im Gegenteil. Ich bin jeder-

frau: geboren mit weiblichen Organen in einer Welt, die uns aufgrund dieser Organe übersieht und überhört, unterbezahlt und untererforscht und unversorgt und unterfinanziert und uns nicht die gleichen Rechte garantiert.

Also. Willkommen in meinem Körper! Hereinspaziert. Ich führe dich herum.

Teil 1

VAGINA

2017

Feuerwerk

2. Juli 2017

Ich krieche auf allen vieren durchs Bad und sammle Stücke von mir ein. Das ist keine Metapher. Da liegen wirklich Stücke von mir. Pflaumengroß, weinrot, glibberig und glänzend wie Hühnerlebern, drei davon, die wie Geschosse aus mir herausgeflogen sind.

Ich blute aus. Aber mein Gehirn, das unversorgt ist und unter Schock steht, kann diese Information nicht verarbeiten. Stattdessen bilde ich mir ein, die Brocken auf den Fliesen wären meine Organe, und ich müsste sie einsammeln, damit man sie mir wieder einsetzen kann.

Ich schleppe mich in die Küche und suche nach Tupperware. Keine Plastik-Tupperware. Die aus Glas. Auf keinen Fall dürfen meine Leber und Nieren mit krebserregendem BPA in Kontakt kommen. In meinem Zustand ist mir nicht klar, dass ich, wenn mir tatsächlich die Organe herausgefallen wären, nicht mehr in der Lage wäre, in der Küche nach dem richtigen Behälter zu suchen.

Es ist Samstagabend, nein, Sonntagmorgen, halb eins, am verlängerten Fourth-of-July-Wochenende 2017. Draußen explodieren Schwarzmarkt-Böller. Gegen mein persönliches Feuerwerk kommen Binden und Unterhosen nicht mehr an, und ich trage nur noch einen Bademantel. In der Küche lässt die Schwerkraft den nächsten handtellergroßen Klumpen auf die Fliesen schießen – *platsch!* Und der rote Schein des Feuerwerks: Ich gratuliere mir zum Unabhängigkeitstag. (Ich bin mitten in der Scheidung.)

Dann hebe ich den Klumpen auf und lege ihn zu den anderen in den Glasbehälter.

Als ich den BPA-freien Behälter in den Kühlschrank gestellt habe – ich weiß, wie wichtig die Kühlung beim Organtransport ist –, rufe ich die Handynummer der Chirurgen an, die mir vor drei Wochen den Gebärmutterhals entfernt hat, und lande auf dem Anrufbeantworter. Diese postoperative Komplikation, deren Ernst mir noch nicht ganz klar ist, tritt selten auf. Nur nach einem kleinen Bruchteil der Trachelektomien, dem medizinischen Namen für die Entfernung eines Teils des Gebärmutterhalses, kommt es zu einer Vaginalstumpf-Dehiszenz, dem medizinischen Namen für: »Hoppla, die Naht, mit der sie dir das obere Ende der Scheide zugenäht haben, ist gerissen, und du hast einen Blutsturz.«

Ohne medizinische Hilfe wäre ich in zwölf Stunden tot. Vielleicht früher.

Doch das weiß ich zu diesem Zeitpunkt nicht. Weder wie viele Stunden mir bleiben, noch den Namen für das, was ich habe. Ich weiß nur, dass ich völlig erschöpft bin und sehr stark blute. Dass ich vor kurzem eine schwere Operation hatte und noch in der Genesungsphase bin. Dass ich sechs Tage nach der OP schon einmal in der Notaufnahme war, weil ich während einer Sorgerechtsverhandlung, bei der ich mich selbst vertrat, vor Schmerz fast in Ohnmacht fiel. Aber die Ärzte hatten mich nach Hause geschickt und gesagt, alles sehe gut aus.

Ich sträube mich, noch einmal falschen Alarm zu schlagen. Lieber klopfe ich ganz leise an. Aber ach, keiner ruft zurück, keiner hört mein Klopfen. Ich rufe noch einmal bei der Nummer an. Ich schicke ein Foto von dem Klumpen in meiner Hand als Maßstab – handtellergroß. Nada.

Ich komme mir vor wie eine überanhängliche Freundin, die von der Klinik geghostet wird.

Inzwischen ist die Uhr auf 1.30 gesprungen. Ich denke an

Godard. *Qu'est-ce que c'est, dégueulasse?* Was ist das, ›widerlich‹? Na ja, mein Badezimmerboden zum Beispiel.

Unwillkürlich frage ich mich, ob die blutigen Geschütze doch Metaphern sind: der Ausstoß von jahrzehntealten ehelichen Sedimenten. Doch während ich froh bin, meiner toxischen, einsamen Ehe entkommen zu sein, war ich in letzter Zeit so allein wie immer und so einsam wie nie. Mein ältester Sohn lebt mit seiner Freundin in Bangkok, wo er Englisch unterrichtet. Mein Jüngster ist im Ferienlager. Meine Tochter war bis gestern in Israel, sodass ich allein den Hund ausgeführt, das Geschirr gespült, den Müll rausgebracht und die Wäsche in den Gemeinschaftswaschkeller geschleppt habe.

Nichts davon steht auf der Liste der erlaubten Dinge, die sie mir in der Klinik am Morgen nach der OP in die Hand gedrückt haben, bevor sie mich vor die Tür setzten und sagten, ich solle mich schön ausruhen. Aber meine Stelle wurde vor kurzem gestrichen, und ich kann mir keine Haushaltshilfe leisten. Ich kann mir schon kaum die Miete und das Essen leisten. Bis auf ein paar Freelance-Aufträge, die ich vom Krankenbett aus erledigen konnte, habe ich null Einkommen, dafür aber zusätzliche Krankenversicherungskosten von 2314,20 Dollar monatlich in Form von COBRA-Beiträgen*. Wenn du in den USA deinen Job verlierst, sind die COBRA-Beiträge der Gipfel des Zynismus: *Bye! Hab ein schönes Leben! Hier hast du null Monate Abfindung und den dreifachen Versicherungssatz!*

Der Rest der Nacht ist verschwommen, weil ich immer wieder das Bewusstsein verliere, also schildere ich nur die Szenen, an die

* COBRA steht für Consolidated Omnibus Budget Reconciliation Act, nicht für Chronische Offensive Bekämpfung Rüstiger Arbeitswilliger. Diese Verordnung von 1985 erlaubt es Arbeitnehmer*innen, die kündigen oder gekündigt werden, für eine begrenzte Anzahl an Monaten weiter versichert zu bleiben, allerdings zu irrsinnig gesteigerten Kosten.

ich mich erinnere, in der Reihenfolge, in der sie meines Wissens passiert sind. Das soll kein postmoderner Kunstgriff sein. Es sind bloß die *jump cuts* meines Gedächtnisses ohne die Übergänge, die einer Erzählung Form geben.

»Hey, Liebes, tut mir leid, dass ich dich störe ...« Mit schlechtem Gewissen wecke ich meine schlafende Tochter auf. Sie ist gerade nach mehreren Zwischenstopps und ohne Schlaf aus Tel Aviv zurückgekommen. Als ich so alt war wie sie, gab es Birthright Israel* noch nicht, deshalb war meine erste Reise nach Israel gleichzeitig mein erster Auftrag als Fotojournalistin, um von der Ersten Intifada zu berichten. Steine und Übertragungswagen. Die Jungs warteten immer, bis die CNN-Trucks kamen, bevor sie ihre Steine warfen. Marshall McLuhan hatte recht. Das Medium ist die Message. Was wollen mir diese Klumpen mitteilen?

»Ich glaube, mir ist eine Niere rausgefallen«, sage ich mit dem Glasbehälter in der Hand zu meiner Tochter, »und es kann sein, dass ich ins Krankenhaus muss. Aber du bleibst hier bei Lucas und gehst morgen früh mit ihm Gassi.« Lucas ist unser Hund. Wie alle Hunde hasst er Feuerwerk. Vor lauter Angst saß er den ganzen Abend auf mir drauf.

Meine Tochter reißt die verschlafenen Augen auf. Sie starrt den Inhalt meiner Tupperware an.

Draußen knallen Raketen. Durchs Fenster scheint Technicolor. Der Hund bellt. Die Welt dreht sich.

»Mom! Oh Gott! Das ist keine Niere. Wenn es deine Niere wäre, wärst du tot.« Unerschrocken sieht sie sich die Klumpen an. Sie studiert Neurowissenschaften und hat Grundkurse in Medizin.

* Birthright Israel ist eine etwas kontroverse zionistische Organisation, die jedes Jahr 50 000 kostenlose Bildungsreisen nach Israel für junge jüdische Erwachsene finanziert. »Genieß das Land! Ignorier das Dogma!«, hatte ich meiner Tochter mit auf den Weg gegeben, worauf sie entgegnete: »Ist doch klar.« Wir wussten beide, dass ich nicht die Mittel hatte, ihr die Reise selbst zu bezahlen.

»Ich glaube, das sind sehr große Blutklumpen«, sagt sie. »Du musst ins Krankenhaus. Sofort.«

»Ich bin todmüde. Die Klinik ruft nicht zurück. Vielleicht warten wir einfach bis morgen.«

Meine Tochter steht auf und entdeckt die Blutlachen im Bad. Im Bett. Im Flur. In der Küche vor dem Kühlschrank. Ich wollte die Sauerei wegmachen, aber dann war das Küchenpapier alle. »Ist das dein Ernst? Los, komm. Ich rufe den Notarzt.«

»Nein! Auf keinen Fall. Das können wir uns nicht leisten.« Zurzeit lebe ich vom Rest meiner mageren, vorzeitig angezapften privaten Altersvorsorge, Modell 401k, wofür mich eine saftige Steuerstrafe erwartet. Nach mehrmonatiger Krankheit, gefolgt von einer Operation, die ich mitfinanzieren musste, und den COBRA-Beiträgen habe ich nur noch knapp 3000 Dollar Reserve auf dem Konto und keine Kreditkarten. Ich kenne die Horrorgeschichten von unerwarteten Rechnungen nach Krankenwagenfahrten, die bis zu 8000 Dollar kosten können. Ich muss schon genug bluten.

»Na gut«, sagt sie. »Ruf ein Uber.«

Ich bleibe hart. »Nein. Ich nehme die U-Bahn. Und du bleibst hier. Du musst den Hund trösten.«

Sie hört nicht zu. Ich werde nach draußen gezogen.

Straßenlaternen. Dunkelheit. Ich rieche Pot.

»Pot sagt man heutzutage nicht mehr«, korrigiert mich meine Tochter. »Es heißt Gras. Ruf ein Uber. Jetzt!« Mein Handy. Die Zahlen 1:43 leuchten über meinen drei lächelnden, von der Sonne geküssten Kindern. Ich suche das schwarze Quadrat mit dem weißen U, erinnere mich, dass 143 laut Mr. Rogers *I love you* heißt. Lustig, was man sich merkt. I = 1, love = 4, you = 3. Ich habe eine Weile gebraucht, um den Code zu knacken.

»Ich hab dich lieb«, sage ich zu meiner Tochter. UberX Share kostet die Hälfte von UberX, also nehme ich das. Der Fahrer heißt Faraj. Ob Faraj um 1.43 Uhr morgens noch weitere Passagiere hat?

Offenbar nicht. Falls ich überlebe, werde ich mit dem Geld, das ich spare, unseren Vorrat an Küchenrollen aufstocken.

Meine Tochter drückt mir die Hand. »Ich hab dich auch lieb.«

Mehr Feuerwerk. Es fühlt sich an wie im Film. Ich wäre lieber im Bett.

Meine Tochter zum Fahrer: »Ja, es ist ein Notfall!«

Warmes Blut. Viel. Unter mir. Auf dem Sitz des Uber, an meinen Beinen, in meinen Schuhen. Es ist mir sehr peinlich, dass mein Körper so viel Dreck macht. Ich entschuldige mich bei Faraj.

»Schon gut«, sagt er. »Gehen Sie nur. Gott segne Sie.« Vor zwei Jahrzehnten, als in einem Taxi meine Fruchtblase platzte, hatte der Fahrer genau die gleichen Worte gesagt. *Schon gut. Gehen Sie nur. Gott segne Sie.*

Ich leere meinen Geldbeutel und will Faraj die Scheine geben. Er nimmt sie nicht an. Ich versuche es noch mal, aber er weigert sich.

Er legt sich die Hand aufs Herz.

»*Salaam alaikum*«, sage ich. Worte, die ich in Ramallah gelernt habe, als ich eine Woche im Lockdown bei einer palästinensischen Familie wohnte. Das war die wahre Tragödie der Intifada: nicht die David-und-Goliath-Szenen, die für CNN inszeniert wurden, sondern die versteckten Demütigungen als Bürgerinnen und Bürger zweiter Klasse, Armut und Ausgangssperre.

Beim weiblichen Körper ist es dasselbe. Die schlimmen Dinge passieren innen, wo es keiner sieht. Wenn eine Frau in die Notaufnahme geht und sagt: »Ich habe Schmerzen«, wie ich vor zwei Wochen, nicken sie, als würden sie zuhören, und dann lassen sie dich stundenlang auf einer Liege im Gang warten, geben dir zwei Aspirin und schicken dich nach Hause. Fast bin ich froh über den Blutsturz. Ein handfester Beweis für die Schmerzen in meinem Inneren. Bei Feuerwerk sehen Ärzte und CNN-Trucks genauer hin.

Die Fotos von der palästinensischen Familie, die nicht aus dem Haus durfte, wollte niemand. Nur mit Fotos von Waffen und Steinen habe ich Geld verdient.

»Alaikum salaam«, sagt Faraj.

Die sieben Meter vom Auto bis zum Eingang der Notaufnahme wirken so unüberwindbar wie damals in den Wehen. Beim Aussteigen bietet mir meine Tochter ihre Schulter zum Anlehnen an. Ich bin dankbar und schäme mich. Wie kann es sein, dass wir in den zwanzig Jahren zwischen den zwei versauten Taxis die Rollen getauscht haben?

Ich erinnere mich nicht, wie ich durch die Tür kam, aber eine Blutspur zeigt, dass ich zu Fuß gegangen bin.

Am Empfang muss meine Tochter meinen Namen nennen. Ich habe keine Worte mehr. Andere Stimmen haben für mich übernommen. Mein Name? Unauffindbar.

Mein Name! Kurzer Sprung aus dem postverbalen Abgrund. Mein Name: etwas, das simpel sein sollte, aber es nicht ist. Weil die Scheidung länger dauert als erwartet – inzwischen fast vier Jahre, weil uns für Anwälte die Mittel fehlen –, habe ich bei Gericht beantragt, meinen Geburtsnamen schon vor dem Scheidungsspruch wieder anzunehmen, doch der Beamte hat mir mitgeteilt, dass ich dafür die unterschriebene und beglaubigte Erlaubnis meines Exmannes brauche.

»Seine Erlaubnis?«, hatte ich gefragt. »Das ist sexistisch.«

»Nein«, entgegnete der Beamte, »für Männer gilt dasselbe.«

»Ja, die stellen sicher einen Haufen solcher Anträge.«

»Gib ihnen Daddys Nachnamen«, sage ich zu meiner Tochter, mein letzter vernünftiger Satz, bevor alles schwarz wird. Ich habe meinem Exmann die Formulare für den Namenswechsel vor über einem Monat auf einer Parkbank in der Mitte zwischen unseren beiden Wohnungen gegeben. Das Treffen fühlte sich schäbig an, wie ein mickriger Drogendeal. Jetzt muss er die Papiere

noch beglaubigen lassen. Ich frage mich, ob sie auf der Sterbeurkunde meinen Ehenamen eintragen werden, wenn ich heute sterbe. Allein um das zu verhindern, muss ich unbedingt am Leben bleiben.

Die Welt kippt. Ich falle in Zeitlupe. Das gibt es wirklich, es ist wissenschaftlich erwiesen: In traumatischen Momenten dehnt sich unsere Wahrnehmung der Zeit. Beim Aufprall auf dem Krankenhausboden breche ich mir eine Rippe.

Der Glasbehälter fliegt mir aus der Hand, zerspringt am Boden, spritzt Blut auf den Ärmel des Flanellhemds meiner Tochter und verteilt überall Glasscherben. Ich kann mich an nichts davon erinnern. Sie haben mir versichert, dass alles schnell weggewischt wurde.

»Es tut weh, wenn ich atme!«, rufe ich. Hört mich jemand?

Licht von oben. Grüne Neonröhren. Laute Stimmen. Was passiert hier?

»Wir müssen sie in ein anderes Bett legen. Da ist zu viel Blut.« Wie lange bin ich schon hier?

Hände unter mir. Eine halbbewusste Levitation: leicht wie eine Feder, steif wie ein Brett. Luft unter mir, dann, rumms, die harte Liege. Der Desinfektionsgestank, als die letzte Liege mit Bleiche abgespritzt wird. Ich öffne die Augen. Keine gute Idee. Eine Stimme: »Schiebt sie in ein Zimmer! Sofort!«

Dunkelheit.

Irrationale Wut, als mir die Schwester mit einer Schere die grüne, rot getränkte Yogahose aufschneidet. »Nein, bitte! Das ist meine Lieblingshose!« Zu spät. Sie landet im Müll. Gut, dass ich ein Ventil für meine fehlgeleiteten Gefühle habe.

Piepen.

Das ständige Auslaufen von Flüssigkeit unter mir. Wie ein umgekippter Kanister. Gluck, gluck, gluck. Wie viel Blut hat ein Mensch? Kleine Schweißperlen auf der Oberlippe. Ich bin Salz.

Bei der Rückkehr ins Meer. Ich spüre tatsächlich, wie mein Körper stirbt. Mein Gehirn hat weniger Angst, als ich dachte. Ich fühle mich eher wie eine Beobachterin meiner Desintegration, nicht wie eine aktive Teilnehmerin. Das tröstet mich für den Fall, dass ich eine Zukunft habe, in der diese Information nützlich sein könnte.

Dunkelheit. Piepen.

Weitere dicke Klumpen sprudeln heraus. Nein. Nicht tausend, korrigiert mich meine Tochter. Sie zählt mit. Wir sind bei sechzehn. Ihre Stimme: »Oh Gott, oh mein Gott ...« Dann in den Flur hinein: »Kann bitte jemand kommen! Jetzt!« Sie ist 1,53 groß. Ihre Stimme klingt viel größer.

Der achtzehnte Klumpen. Das Gesicht meiner Tochter, das sie immer macht, wenn sie sich zu viel Mühe gibt, gelassen zu wirken. Ich sehe deine vorgetäuschte Fassung, junge Dame. »*Chai!*«, sage ich. Das hebräische Zeichen *chai* steht sowohl für die Zahl 18 als auch für das Leben. Das ist das Erste, was sie einem an der Hebrew School beibringen. Meine Tochter lacht.

Religiöse Jüdinnen und Juden glauben nicht an die Einäscherung. Sie beerdigen ihre Toten am nächsten Tag. Ich bin keine religiöse Jüdin. Ich bin eher eine Bagel-Jüdin. Ich will meine Tochter daran erinnern, dass ich verbrannt werden will, wenn ich sterbe, und dass sie meine Asche in die Seine streuen soll, aber jetzt ist nicht der richtige Moment dafür. Wir haben eh schon darüber geredet. Sie kennt meine Wünsche. Außerdem, was interessiert es mich, wenn ich tot bin? Es war bloß ein Plan, um einen zu haben. Jetzt, wo es zur Sache geht, kommt es mir albern vor. *Geh zum nächsten Baum, und dann ist gut*, will ich ihr sagen, aber ich habe die Fähigkeit verloren, Gedanken in Sprache zu übersetzen.

Dunkelheit. Piepen.

Eine Schwester schiebt mir ein faustgroßes Mullknäuel in die Scheide: »Das wird die Blutung nicht stoppen, aber bis der Chirurg kommt, haben wir keine andere Wahl.«

Druck. Extremer, wachsender Druck, als der Mullstopfen das Loch blockiert, aus dem meine Eingeweide herauswollen. Au! Au! Raus damit!

Ich springe vom Bett, um den Druck zu lösen. Stimmen rufen, ich soll mich wieder hinlegen, aber ich kann nicht. Mein Bedürfnis nach Schwerkraft ist stärker als ihr Bedürfnis nach Compliance. Der Korken ist schon halb aus der Flasche. »Es kommt! Es kommt!«, schreie ich. Die blutgetränkte Gaze fliegt heraus und landet platschend in der Bettpfanne, die eine Schwester unter mich hält wie eine Baseball-Catcherin. Einen zu stillen Moment lang stehen wir unter Schock. Ist das gerade wirklich passiert? War dieses ... *Ding* wirklich in mir drin? Der Mullklumpen sieht monströs aus, wie die Requisite eines Horrorfilms. »Treffer!«, sage ich. Meine Tochter lacht. Treffer versenkt. Leichtigkeit ist das Einzige, was uns bleibt.

Dunkelheit. Piepen.

Die Stimme meines Kindes, die schließlich bricht, als sie den Raum verlässt und ins Telefon flüstert: »Jen? Jen? Oh Gott, Jen! Es ist schrecklich. Wie schnell kannst du kommen?« Jen ist meine Schwester. Sie ist Choreografin und lebt in der San Francisco Bay Area, aber das lange Wochenende verbringt sie ausnahmsweise mit der Familie in New York und sucht nebenbei im Archiv des Lincoln Center nach Filmmaterial zur Uraufführung von *Fiddler on the Roof* (deutsch: *Anatevka*).

Ein Ohrwurm aus dem Musical: *Is this the little girl I carried?* Wieder Grauen bei dem Gedanken daran, was ich meiner zwanzigjährigen Tochter zumute. Gleichzeitig Dankbarkeit für ihre Haltung und ihre Kraft. Ich habe meine Lebensretterin durch den Kanal geboren, der mich gerade zu töten versucht. Mein Gehirn verknotet sich.

Mit dreizehn hat sie mir einmal erzählt, sie würde sich mit einer Freundin treffen. In Wirklichkeit ist sie zwei Freundinnen retten gegangen, die zu zweit eine Flasche Wodka ausgetrunken und sie

panisch angerufen hatten. Meine Tochter kam gerade noch rechtzeitig. Rief sowohl die Eltern als auch den Krankenwagen. Sprach mit dem Notarzt. Rettete zwei Leben.

Die Eltern der Mädchen waren stinksauer. Einerseits wegen des Fehlverhaltens ihrer Töchter, aber mehr noch, hatte ich den Eindruck, wegen der Rechnung für den Krankenwagen.

Die Flipflops der Chirurgin. Kleine Sandkörner. Ich habe sie vom Strand geholt. »Tut mir sehr leid«, sage ich.

»Schon gut«, sagt sie. »Das ist mein Job.« Sie hat kein Gesicht. Ich erinnere mich nur an ihre Beine, die um das Bett herumgehen, und an ihre Stimme, die nach der Untersuchung ruft: »Sie muss sofort in den OP. Ist mir egal. Werfen sie die anderen raus, wenn es sein muss. Ja, jetzt!«

Wir warten immer noch.

Lisa, meine Freundin und Literaturagentin, ist auch da. Cool. Wann ist das passiert? Meine Tochter hat ihr eine Nachricht geschickt, als sie mein Handy nach Verbündeten durchsuchte. Lisa ist mein Fels. Sie hat letztes Jahr gegen meinen Protest einen Lunch zu meinem fünfzigsten Geburtstag ausgerichtet. Jetzt wird darüber geredet, wer sich um den Hund kümmern soll. Es gibt da eine App. »Wag!«? Nein, die habe ich nicht. Noch ein Problem, das ich nicht lösen kann.

Dunkelheit. Piepen.

Meine Schwester ist angekommen. Nach Lisa, glaube ich, aber ich weiß es nicht genau. Das beruhigende Gemurmel von drei Frauen am Fußende des Bettes. Wunderschöne Frauen, die aussehen, als kämen sie aus demselben Schtetyl. Selbst Lisa, die gar nicht mit uns verwandt ist. Fast erwarte ich, dass sie »Matchmaker« anstimmen. Ich habe ein Team! Nachdem ich mein ganzes Leben allein war, im Großen wie im Kleinen. Vor allem in meiner Ehe. Sie verstecken die Angst hinter ihrem Lachen. Doch ich höre die Untertöne. Wie viel Uhr ist es? Worauf warten wir?

Neonröhren flitzen vorbei, Kamerafahrt. Mein Leben auch. Bild für Bild, in keiner bestimmten Reihenfolge: Vorschulapfelsaft, Kürbisfeld, rotes Fahrrad, blaue Augen: die von Dad. Zu früh gestorben.

»Ich wünschte, Dad wäre hier«, sage ich. Laut? Später frage ich meine Schwester: Habe ich nach Dad gerufen?

»Nein, nur nach deiner Yogahose.«

Mein Schtetyl wird von der automatischen Tür gestoppt. Team Deb darf nicht mit rein. »Alles wird gut«, sagen sie nicht sehr überzeugend und entfernen sich.

Lügnerinnen. Das müssen sie sagen. Wo ist die Ärztin?

Da ist sie. Mit Maske. Jetzt werde ich nie erfahren, wie sie aussieht. Nur ihre sandigen Zehen werden mir für immer in Erinnerung bleiben.

Der OP. Eiskalt. Grelle Deckenlampen. Über mir ein gleißender Kreis. Die Beine gespreizt. Ich war doch gerade hier. Vor drei Wochen. Fünf Schnitte, die nicht verheilt sind. Bedeutungen wachsen zusammen, wie bei meinem ersten LSD-Trip, als Geld Arbeit wurde, die Polizei menschliche Aggression, Türknäufe Ausgangssperre. Der Kreis über mir wird das Leben. Wie meine gespreizten Beine, die drei Mal Leben schenkten, aber diesmal Eingeweide hervorbringen, die durch den Geburtskanal entwischen und mich töten wollen.

Das alles sehe ich von oben, ein blutender Körper auf einer Pritsche, Arme ausgebreitet, Handgelenke festgeschnallt. Jüdin, Muslima, Buddhistin, Hindu, Atheistin, es spielt keine Rolle: Unter dem Messer sind wir alle Christus. Das Spekulum wird eingeführt. *L'chaim!* Liebe Wissenschaft: Ich werde nicht für deine Sünden sterben. Ihr hättet mir die Zervix vor Jahren mit rausnehmen lassen sollen, gleich bei der Entfernung der Gebärmutter. Damals habt ihr behauptet, sie spiele eine Rolle bei der Lust. In dieser unpersönlichen Konstruktion: *Man geht davon aus, dass die Zervix*

bei der Libido eine Rolle spielt. Du, liebe Wissenschaft, hast mir eingeredet, es wäre besser, sie zu behalten, dabei hätte ich, hätte jede Frau dir sagen können, dass beim Sex die Klitoris die erste Geige spielt, dass ein Gebärmutterhals ohne Gebärmutter keinen Sinn im Körper hat, außer Chaos zu stiften. Chaos wie das hier. Masken. Klappernde Skalpelle.

Lachgas. Eine Stimme. »Zählen Sie von zehn abwärts.« Zehn. Neun. Acht ...

Alles wird schwarz.

Sechs Jahre zuvor ...

Teil 2

GEBÄRMUTTER

2011–2012

(mit zwei Ausflügen ins Jahr 2001)

Lunch mit Nora, Freds

Mai 2011

»Irgendwann ist die Gebärmutter nur noch dafür gut, Schmerzen zu erzeugen und dich umzubringen. Warum reden wir überhaupt darüber?« Nora rammt die Gabel in ihren Hühnchensalat, zu dem sie mich auch überredet hat. »Wenn dein Arzt sagt, sie soll raus, dann lass sie rausnehmen.« Ein Vierteljahrhundert älter als ich, ganz in Schwarz mit einem Schal um den Hals, tut Nora ihre Meinung kund, so wie andere atmen: ein unwillkürlicher Reflex, keine bewusste Entscheidung.

»Aber die Gebärmutter ...«, sage ich und spieße eine Scheibe Ei auf. »Sie ist so ...«

»Symbolisch?«

»Ja. Verdreh nicht die Augen.«

»Ich verdrehe die Augen nicht.« Sie beugt sich vor. »Ich versuche dich dazu zu bringen, den harten Fakten ins Gesicht zu sehen. Die Lösung ist einfach. Versprich mir, dass du gleich nach dem Mittagessen zum Telefon greifst und dir einen Termin für eine Hysterektomie geben lässt. Nicht morgen. *Heute*.«

»Warum die Eile?«

»Warum zögern?« Nora hat Leukämie. Sie weiß es. Ich nicht.

»Warte – sag nicht, dass du noch mehr Kinder willst?«

»Ha!«, lache ich. Ich bin 45. »Nein. Natürlich nicht. Ich könnte keine Kinder mehr kriegen, selbst wenn ich wollte.«

Sie legt den Kopf schief. Zieht die Augenbrauen hoch.

»Was?«

»Du wirst schwanger, wenn du es nicht willst.«

Ich war fünf Mal schwanger. Zwei der Schwangerschaften waren geplant, drei nicht, und ich hatte keine Fehlgeburt. Mathematisch ausgedrückt: 5 Schwangerschaften – 3 Lebendgeburten = 2 Abtreibungen. Die erste Abtreibung hatte ich mit siebzehn. Ich hatte nach Vorschrift verhütet, aber das Diaphragma, das ich bei Planned Parenthood bekommen hatte, hatte nicht nach Vorschrift verhütet.

Die zweite Abtreibung hatte ich im Jahr 2000, nach der Geburt meiner ersten beiden Kinder. In der Ultraschallpraxis scharte sich die ganze Belegschaft um den Bildschirm, um sich die Blastula neben meiner Spirale anzusehen. »Oh, wow, sieh dir das an! Das ist ungewöhnlich!«, sagten sie, von dem seltenen Anblick offenbar so begeistert, wie ich davon erschüttert war. Ich war 34, ging wöchentlich zur Paartherapie, die keine Früchte trug, und hatte ein Antimyotikum gegen Nagelpilz eingenommen, das bei Schwangerschaften kontraindiziert ist.

Wieder ließ ich eine Ausschabung vornehmen, diesmal im Krankenhaus statt in einer Abtreibungsklinik, weil ich weder Lust auf die kreischenden Demonstranten vor dem Gebäude noch auf die gängelnden Fragen der Ärzte hatte, ob ich mir sicher sei, dass ich mir sicher sei, dass ich mir sicher sei. »Ja, ich bin mir sicher, dass ich mir sicher bin!«, hatte ich mit siebzehn gefühlt zwanzig Mal gesagt. Warum sonst saß ich nackt unter einem Kittel auf einem Stuhl und verpasste einen Schultag, während meine Eltern nebenan auf mich warteten?

Auch meine fünfte Schwangerschaft mit 39 war ungeplant, aber ich traf die bewusste, hoffnungsvolle Entscheidung, das Kind zu behalten, meinen jüngsten Sohn, der 2006, kurz nach meinem vierzigsten Geburtstag, zur Welt kam. Mit meiner Ehe ging es aufwärts, dachte ich wenigstens. Der Vater versprach, mir diesmal zu helfen.

Mit einer Gebärmutter zur Welt zu kommen, heißt, sich ihrer

ständig bewusst zu sein. Nicht nur, wenn sich plötzlich ein befruchtetes Ei darin einnistet oder wenn ein Fötus darin wächst oder wenn sie Monat für Monat ein Ei reifen lässt oder blutet. Sondern die ganze Zeit, seit dem Tag, an dem du erfahren hast, was sie tut, wie sie es tut, und dass sie zu einem ungewissen Zeitpunkt in der Zukunft den ersten von vielen nicht auswaschbaren Flecken hinterlassen wird.

Wer bin ich ohne meine Gebärmutter?

»Ach, bitte«, sagt Nora. »Du brauchst sie nicht mehr. Sie hat dir gute Dienste geleistet, aber der Teil deines Lebens ist vorbei. Je früher du das akzeptierst, desto besser. Wie gut ist dieser Hühnchensalat?«

»Köstlich.«

Wir sitzen an ihrem bevorzugten Tisch bei Freds im achten Stock des Kaufhauses Barneys zwischen der Fensterwand und einer breiten Säule. Die Säule schützt uns vor neugierigen Blicken, genau wie die Säule bei E.A.T., unserem anderen Stammlokal. Bei E.A.T. bestellen wir immer die Drei-Salate-Platte: Gurke-Dill plus zwei Überraschungen. Bei Freds nehmen wir den Hühnchensalat. Einmal bin ich ausgeschert und habe das Tagesgericht bestellt, aber nein. Mir wurde schnell klar, dass Noras starke Meinungen daher röhren, dass sie fast immer recht hat: Bei Freds ist der Hühnchensalat das Beste auf der Karte. Warum etwas anderes bestellen?

Bei unseren Lunchverabredungen bringt mir Nora häufig Geschenke mit und gibt mir genaue Anweisungen für ihre Benutzung: Dr. Hauschkas Zitronenöl (»Kipp mindestens die halbe Flasche in die Badewanne. Bloß nicht geizen. Wenn es dir gefällt, besorge ich dir mehr ...«), eine schwarze Strickjacke von Zara (»Ich hab mir fünf davon gekauft, sie waren so günstig. Du kannst sie auf der Lesereise tragen. Schau, die Knöpfe sehen aus wie von Chanel ...«), ein Armband mit bunten Edelsteinen (»Ich

bin zu alt dafür, aber du kannst es tragen ...«), einen verspiegelten Bilderrahmen (»Du hast bestimmt ein schönes Schwarzweißfoto, das hübsch darin aussieht, aber es muss schwarzweiß sein. Farbe funktioniert nicht ...«).

»Ich weiß nicht«, sage ich. »Fühle ich mich nicht weniger wie eine Frau, wenn ich keine Gebärmutter mehr habe?«

»Ach, bitte.« Wieder verdreht Nora die Augen. »Was wärst du lieber, gebärmutterlos oder tot? Das ist die Frage, die du dir stellen musst. Ohne Gebärmutter bist du immer noch durch und durch eine Frau, nur dass du nicht mehr deine Tage kriegst, und allein deswegen würde ich sie mir an deiner Stelle morgen rausnehmen lassen. Die machen das inzwischen mit zwei Robotern. Du hast kaum Narben. Was genau ist diese Adeno... – wie heißt diese Krankheit?«

»Adenomyose«, sage ich, nachdem ich noch mal schnell auf dem Smartphone gegoogelt habe, damit ich nichts Falsches sage. Ich lese vom Bildschirm ab: »Eine chronische Erkrankung des Uterus, die durch das Einwandern von gebärmutterschleimhaut-ähnlichem Gewebe in die Muskelschicht gekennzeichnet ist und unter anderem zu starken Menstruationsblutungen, Anämie, schweren Krämpfen und Blähungen führt.«

»Klingt reizend. Jetzt versteh ich, warum du sie behalten willst.«

Ich lache. Dann seufze ich. Wie die meisten Frauen mit Adenomyose habe ich die Krankheit den Großteil meines Erwachsenenlebens einfach ausgehalten, weil ich keine Ahnung hatte, dass ich sie habe. »Wie ist Ihre Regel?«, fragte mich die Gynäkologin jedes Jahr, und immer antwortete ich: »Stark«, mit einem Schulterzucken, das implizierte, dass alles unter Kontrolle war. Dabei war meine regelmäßig zehn bis fünfzehn Tage lang, und ich überstand keine, ohne mindestens sechzehn Ibuprofen einzuhauen, die Maximaldosis, und Supertampons nahm ich schon lang nicht

mehr, weil sie gegen die Flut machtlos waren. Na und? Das gehört zum Los der Frau, oder?

Um die Situation in den Griff zu kriegen und weniger von meinem Einkommen Procter & Gamble in den Rachen zu werfen, begann ich, eine Menstruationstasse zu benutzen – ein hütchenförmiges, wiederverwendbares Silikongefäß, das man sich wie eine Portiokappe bis unter den Muttermund in die Vagina schiebt, um den Monatsfluss aufzufangen.* Eine Menstruationstasse fasst etwa 35 Milliliter Blut. Ich leerte sie im Halbstundentakt, damit sie nicht überlief. Zur Veranschaulichung: Die durchschnittliche Regel dauert etwa vier bis sechs Tage, in denen insgesamt etwa ein bis zwei Menstruationstassen Blut zusammenkommen. Bei mir war die Tasse *jede halbe Stunde* voll. Im Schnitt zwölf Tage lang. Weil ich die Tasse nachts, wenn ich schlief, nicht leeren konnte, blutete ich durch Maxibinden in der Größe von Nackenrollen und ruinierte Laken im Wert von mehreren Hundert Dollar, bis ich auf die Idee kam, die wasserdichten Unterlagen zu benutzen, die sie einem nach der Geburt mitgeben – die Dinger, die man auch Senioren mit Inkontinenz und Hundewelpen ins Bett legt.

»Wie stark?«, fragte meine Ärztin mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Ach, Sie wissen schon, normal stark. Unangenehm, aber machbar.«

Frauen lernen von klein auf zu untertreiben. Natürlich lernen wir es nicht in der Schule. Die Gesellschaft erzieht uns dazu, unser Leid kleinzureden und den Zweifel anderer an unseren Schmerzen zu internalisieren, damit wir ja nicht als Heulsuse oder als »hysterisch« gebrandmarkt werden, diese unsinnige, sexistische Diagnose unspezifischer weiblicher Beschwerden, die im 19. und

* Mein männlicher Lektor findet, ich solle für die männlichen Leser die Erklärung mitliefern. Frauen, ich weiß, dass ihr Bescheid wisst.

20. Jahrhundert mitunter dazu führte, dass du ohne Klitoris aus der Arztpraxis zurückkamst.³ Warum sagte ich meiner Ärztin nicht, dass ich unter lähmenden Krämpfen litt, die Hälfte des Monats auf einer Hundepipimatte schlief und bei jeder Regel 500 Mal so stark blutete wie der Durchschnitt? Was sind schon 17 Liter Blut mehr? Peanuts.

Jede Frau, die untenherum nackt vor ihrem Arzt oder ihrer Ärztin sitzt, weiß, dass sie bewertet wird. Das ist keine Paranoia oder Übertreibung. Es ist eine Tatsache, die von zahlreichen Studien belegt wird. Ich sammle diese Studien, wie andere Leute Glücksbringer für ihr Armband sammeln. Im Durchschnitt warten Frauen in der Notaufnahme 65 Minuten, bis sie ein Schmerzmittel bekommen, Männer nur 49 Minuten.⁴ Nach einer Bypass-Operation bekommen Frauen nur halb so häufig Schmerzmittel wie Männer nach dem gleichen Eingriff.⁵ Bewertet eine Frau ihren Schmerz auf einer Skala von 1 bis 10 mit 7, geht der Arzt oder die Ärztin von einer 5 aus, während bei Männern eine 7 eine 7 ist, oder vielleicht sogar eine 8.⁶ Daran sind weder die Ärzte noch die Patientinnen schuld. Es hat historische Gründe, denn obwohl unsere Lebenserwartung höher ist, werden Frauen seit den Anfängen der Medizin als das schwache, kränkliche Geschlecht eingestuft, geplagt von der Hysterie, die der weiblichen Psyche innewohnt (*hystera* ist natürlich das griechische Wort für Gebärmutter).

Das Thema Dysmenorrhoe (Regelschmerzen), von einer britischen Professorin für Reproduktionsmedizin als »fast so schlimm wie ein Herzinfarkt«⁷ beschrieben, ist derart unterforscht und unterfinanziert, dass die meisten Ärzt*innen wenig mehr anbieten können als nicht steroidale Antirheumatika und ein Schulterzucken. Gleichzeitig hat eine doppelblinde, randomisierte, kontrollierte Studie mit Sildenafil-Citrat – im Volksmund Viagra – kürzlich ergeben, dass die Einnahme bei Menstruationskrämpfen zur

»vollständigen Schmerzlinderung über vier aufeinanderfolgende Stunden [...] ohne beobachtete Nebenwirkungen« führt.⁸

Warte mal. Wie bitte?!, dachte ich, als ich in einem Buch auf diese Info stieß.⁹ Viagra führt bei Menstruationsbeschwerden zur *vollständigen Schmerzlinderung über vier Stunden ganz ohne Nebenwirkungen?* Ihr meint, der heilige Gral der Gynäkologie, von dem alle Frauen, die ich kenne, ihr Leben lang geträumt haben, existiert wirklich? Und keiner hat uns was gesagt?

Falls du eine Frau bist und bisher nichts davon wusstest, nimm dir ruhig einen Moment oder zwei, um dich nach dem Schreien wieder zu sammeln. Nur zu. Schließ die Augen. Atme tief ein. Wirf ein bisschen Porzellan.

Ich warte.

Warum wird Viagra dann nicht ab sofort allen Frauen verschrieben, die unter schwerer Dysmenorrhoe leiden? Ganz einfach. Es wurden keine weiterführenden Studien gemacht. Nachdem der lukrative Einsatz von Viagra bei schlaffen Penissen klinisch getestet war, hat man dem weiblichen Uterus – der mindestens ebenso lukrativ sein könnte, wenn man bedenkt, dass 90 Prozent der Uteri monatlich bluten und wehtun – die Mittel gestrichen, bevor eine größere Studie gestartet werden konnte. Der Antrag des leitenden Wissenschaftlers Dr. Richard Legro für weitere Studien über die Wirkung von Viagra bei Dysmenorrhoe wurde von der Gesundheitsbehörde nicht nur zweimal abgelehnt, er wurde nicht einmal gelesen. Für die Gutachter stelle Dysmenorrhoe kein vorrangiges Problem der öffentlichen Gesundheit dar,¹⁰ berichtet er. Und warum? Weil »Männer weder Interesse noch Verständnis für Dysmenorrhoe haben«.¹¹ Und natürlich sind es Männer, die bei der Verteilung der Gelder in der Wissenschaft immer noch das Sagen haben.

Ich hatte mein ganzes postadoleszentes Leben an Dysmenorrhoe gelitten, doch nach der Geburt meines ersten Kindes 1995

wurde es exponentiell schlimmer. Trotzdem dauerte es noch sechzehn Jahre, bis mein Hausarzt kurz nach meiner jährlichen Untersuchung 2011 Handlungsbedarf sah. »Sieben? Das kann nicht sein«, sagte Dr. Bertie Bregman, als er meinen Hämoglobinwert ablas und die Krankenschwester bat, mir noch einmal in den Finger zu piksen. Wieder war das Ergebnis 7 g/dl. Ab einem Wert von unter 12 g/dl spricht man bei einer Frau von Blutarmut. »Wie können Sie noch stehen?«

Ich saß. »Ich bin ein bisschen müde in letzter Zeit.« (*Ich bin völlig fertig! Rund um die Uhr!*)

»Wie stark ist Ihre Periode?«

(*Kennen Sie die Niagara-Fälle?*) »Stark.«

»Wie steht es mit Ihrer Energie? Können Sie arbeiten und sich um die Kinder kümmern?«

»Ich gebe mein Bestes.« (*Wer soll es sonst machen?*)

Doch weil ich zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl hatte, ein mitfühlender Mediziner würde mir zuhören, erzählte ich ausführlicher. Von den fünfzehntägigen Perioden. Von der Menstruationstasse, die ich halbstündlich leeren musste. Den traubengroßen Klumpen. Dem nächtlichen Blutbad. Den begleitenden Verdauungsstörungen. Den gnadenlosen Schmerzen.

Zum Glück war Dr. Bregman, als er meine Splatter-Liste hörte, so beunruhigt, dass er weitere Untersuchungen anordnete, die schließlich zur Diagnose führten: Adenomyose, eine Krankheit, die ich, der Größe meiner Gebärmutter nach zu urteilen, wahrscheinlich schon seit Jahrzehnten hatte. Mein Uterus war dermaßen vergrößert, dass er seinen hinteren Nachbarn, das Rektum, bei der Arbeit störte. Kein Wunder, dass ich während der Periode Probleme mit dem Stuhlgang hatte und mich jedes Mal mental gegen den Schmerz wappnen musste.

»Also«, sagte mein Hausarzt in der nächsten Sprechstunde, nachdem ich bei meiner Gynäkologin eine zweite Meinung einge-

holt hatte, die seine Diagnose bestätigte und mich ebenfalls dazu drängte, meinem Uterus den Laufpass zu geben. »Entweder Sie landen jeden Monat mit Anämie im Krankenhaus, oder Sie lassen sich die Gebärmutter entfernen. Sie haben die Wahl, aber nicht wirklich. Ich bezweifle, dass monatliche Bluttransfusionen eine angenehme Alternative sind.«

»Egal wie die Krankheit heißt«, sagt Nora, »versprich mir, dass du noch in diesem Jahr eine Hysterektomie machen lässt. Außerdem gefällt mir der neue Cover-Vorschlag für *The Red Book* nicht, den sie dir geschickt haben.«

»Die Frau, die mit dem Buch in der Hand auf der Parkbank liegt?«

»Genau. Kann man den noch ändern?«

»Ich glaube schon.«

»Gut. Sie sieht aus, als wäre sie tot. Als hätte das Buch sie zu Tode gelangweilt.«

Nora Ephron hatte vor zehn Jahren aus heiterem Himmel bei mir zu Hause angerufen, genervt, weil sie meine Nummer erst durch eine gemeinsame Freundin herausbekommen musste. Ihre eigene Telefonnummer stand immer im Telefonbuch. »Warum stehst du nicht im Telefonbuch?«, hatte sie mich gefragt. »Was ist, wenn dich jemand erreichen muss?« Aber zuerst sagte sie: »Hi, Deb, hier ist Nora Ephron. Ich fand dein Memoir großartig, und ich würde dich gern zum Mittagessen einladen.«

»Ja, sicher«, sagte ich. »Und ich bin Jeanne d'Arc. Meg, bist du das?« Meine Freundin Meg kann wunderbar Leute imitieren. Nora hatte zu Megs Roman *Das ist dein Leben* das Drehbuch geschrieben, und die zwei hatten sich angefreundet. Meg wusste, dass Nora Ephron meine Heldenin war. Drehbuchautorin, Regisseurin, Schriftstellerin, Komikerin, Essayistin, Journalistin: Nora tat all die Dinge, die ich schon immer tun wollte, nur besser, schneller und stärker, und wenn sie auch nicht über Wolkenkratzer springen konnte, so schaffte sie es, ihnen auf der Leinwand ein Denk-

mal zu setzen, weswegen das Empire State Building aus *Schlaflos in Seattle* für immer mein Empire State Building sein wird. Ich habe *Sodbrennen* dreimal im Kino gesehen; *Harry und Sally* öfter, als ich zählen kann.

Noras Essays im *Esquire* sind Meisterwerke der Form und haben für alle, die nach ihr kamen, den Standard gesetzt. Tatsächlich kann ich eine direkte Verbindungsleitung von Noras »A Few Words About Breasts«¹² im *Esquire* zu meinen ersten jugendlichen Versuchen in *Seventeen* bis hin zu meinem ersten Buch *Shutterbabe* ziehen, das Nora später wie einen guten Geist in mein Leben gerufen hat.

Was Nora in ihren Essays gelingt – vor allen anderen und besser als allen anderen –, ist, das subjektive Ich-Ich-Ich des männlichen Gonzo-Journalismus zu untergraben und mit einem selbstironischen Schuss Dorothy Parker zu verfeinern, um dem höheren Ziel eines kollektiven *Wir* zu dienen: das Persönliche als anschaulicher und mitunter urkomischer Weg zum Universellen. Sie nahm ihre peinlichsten Schwachstellen – das krause Haar, den faltigen Hals, die Tatsache, dass sie unter JFK die einzige Praktikantin im Weißen Haus war, der der Präsident keine Avancen machte – und stellte sie ins Rampenlicht, nicht um sich klein zu machen, sondern um eine Superpower daraus zu machen. »Wenn du auf einer Bananenschale ausrutschst, lachen dich die Leute aus«, schrieb sie. »Aber wenn du den Leuten erzählst, dass du auf einer Bananenschale ausgerutscht bist, sind es deine Lacher.«

»Nein, Deb. Hier ist Nora. Und ich würde dich gerne zum Mittagessen einladen.« Die Stimme wechselte zwischen weiblichem Tenor und männlichem Sopran mit dem Unterton eines Schuldirektors.

Ich erstarrte. Sie war es wirklich. Nora Ephron. Am anderen Ende meiner Leitung. Was sagt man zu einer Frau, deren Arbeit man sein Leben lang bewundert hat? Am besten nicht: »Ähhhhh ...«

»Bist du noch da?«, fragte Nora.

»Ja, tut mir leid. Lunch?«

Eine lange, peinliche Pause. »Ist das ein Ja?«, fragte sie.

»Tut mir leid. Ja!«

»Wunderbar! Wie wäre es diesen Mittwoch um eins bei E.A.T.?«

»Auf der Madison Avenue?«

»Gibt es noch ein E.A.T., das ich nicht kenne?«

Manche Momente sind so einschneidend, manche Beziehungen so wichtig, dass du dich genau erinnerst, wo du warst und was du in der Hand hattest – in meinem Fall Luftpolsterfolie –, als sich deine Welt gedreht hat. Als Nora mich das erste Mal anrief, stand ich im Flur meiner alten Wohnung in der Upper West Side und starrte auf eine Wand mit Familienfotos, die ich abhängen musste. Unsere dunkle, stickige Anderthalb-Zimmer-Wohnung im Erdgeschoss von 70 Riverside Drive lag über einer Tiefgarage, die sich im Sommer so stark aufheizte, dass die Küchenfliesen zu heiß wurden, um barfuß zu gehen. Direkt vor den Fenstern war die Endstation der Buslinie M79. Die Busse, die dort ununterbrochen mit laufendem Motor standen, bliesen giftige Wolken in unser Schlafzimmer, als wären es Metaphern.

Überall stapelten sich Umzugskartons. Mein Mann und ich waren seit acht Jahren verheiratet, atmeten seit sieben Jahren Busabgase, hatten seit sechs Jahren Kinder und wollten in fünf Tagen herausfinden, ob mehr Licht, mehr Luft und mehr Raum unsere Ehe retten konnten. Unsere beiden Kinder waren aus ihrem halben Zimmer herausgewachsen. Unsere von Kohlenmonoxid gequälten Atemwege hatten jeden Husten, jede Grippe und jede Erkältung im Großraum New York mitgenommen. Ich sehnte mich nach dem schrägen Einfall von Sonnenlicht durch die Jalousien eines Fensters, und sei es nur für eine New Yorker Minute.

Von unserem neuen Wohnzimmer aus, das hell und abgasfrei war, konnte man im Süden das World Trade Center sehen. Bis man es vier Monate später nicht mehr sah.

An jenem klaren blauen Morgen

11. September 2001

An jenem klaren blauen Morgen, als ich mit meiner damals vierjährigen Tochter auf dem Dach stand, ihre speckigen Beinchen um meine Hüften geschlungen, und ihren Fragen auswich, während wir zusahen, wie feste Masse in zwei Zwillingswolken aufging – »Fliegt das nächste Flugzeug in unser Haus?« (*Nein, das passiert nicht, versprochen ...*), »Wo ist Daddy?« (*Der ist bestimmt gerade auf dem Heimweg ...*), »Was passiert jetzt mit den Kindern?« (*Welche Kinder?*), »Die Kinder von den Leuten im Feuer?« –, erschütterte mich gleichzeitig auch die Implosion meiner Familie. So furchtbar der Gedanke war, dass der Vater meiner Kinder es nicht aus seinem Büro direkt gegenüber von dieser Fackel aus Stahl und verkohltem Fleisch geschafft hatte, fragte sich eine leise schamerfüllte Stimme tief in mir, wie sich eine von außen herbeigeführte Erlösung von unseren zermürbenden Konflikten anfühlen würde.

Die Telefonleitungen waren überlastet. Der Nahverkehr stand still. Während der ersten chaotischen Stunden, nachdem die Flugzeuge ins World Trade Center gerast waren, hatte ich keine Nachrichten von ihm. Dafür wurde mein Postfach von E-Mails geflutet, mehr, als ich beantworten konnte, viele davon zu schlimm, um sie zu verarbeiten. Ted Hennessy, ein Freund einer Kollegin, hatte in einem der Flugzeuge gesessen. Carlton Valvo, der Vater von Dante, einem Zweitklässler aus der Grundschule meines Sohns, war in den Türmen gefangen. Mike Pescherine, der Onkel von Max, dem

besten Freund meines Sohns, saß auch dort drin. Ja, antwortete ich Max' Eltern Tom und Maria. Ich würde später mit den Kindern und etwas zu essen vorbeikommen, um ihnen beizustehen. Vielleicht schaffte es Mike irgendwie aus den Trümmern, wer weiß? In den ersten Stunden war diese Art von magischem Denken noch möglich. Dass ein Mensch einen Brand, gefolgt von einem Sturz aus dem hundertsten Stock, überleben könnte. Vor ein paar Wochen hatten wir alle zusammen zu Abend gegessen. Mike hatte zwischen Hauptgang und Dessert stolz verkündet, dass seine Frau Lyn ihr erstes Kind erwartete.

Ich klappte den Laptop zu. Es war zu viel. Der Rauch zog stadt-aufwärts, in unsere Wohnung. Er roch sauer, toxisch. Ich schloss die Fenster, dann schnallte ich meine Tochter in den Fahrradsitz, um den Film, den ich von den brennenden Türmen gemacht hatte, persönlich bei meinem Fotoagenten vorbeizubringen, der dringend Bildmaterial der Ereignisse suchte.

Als ich auf dem Fahrradweg am Hudson River den amöbenhaften Strom weißgesichtiger Gestalten sah, der mir von der Südspitze Manhattans entgegenkam, fühlte ich mich wie damals im Krieg, so vertraut wirkten der Marsch und das Ausmaß des Traumas, die vor Gewalt fliehende Menschenherde und der im Hintergrund aufsteigende Rauch. Ich wollte anhalten und Fotos machen, aber meine Tochter war im Fahrradsitz eingeschlafen, die Kamera-tasche auf ihrem Schoß, und das Fahrrad wäre umgefallen, wenn ich es abgestellt hätte, um auf einen Baum zu klettern und zu fotografieren. Stattdessen prägte sich das Bild so tief in mein Gedächtnis ein, dass ich seitdem nie wieder am Hudson River entlangfahren kann, ohne diese staubbedeckten Geister zu sehen.

»Verdammtd, tut mir leid. Ich hatte vergessen, dass du ein kleines Kind hast«, flüsterte Jeffrey, mein Agent, als ich das Fahrrad mit dem schlafenden Kind aus dem Lastenfahrstuhl schob und ihn bat, das Rad festzuhalten, während ich den Film aus der Tasche

kramte. Ich entschuldigte mich, dass ich nicht weiter in Richtung Downtown gekommen war, ins Herz des Chaos. Ich musste noch meinen Sohn von der Schule abholen. Seine Lehrerin hatte vorgeschlagen, dass wir die Erstklässler bis Schulschluss dort ließen, um ihnen keine Angst zu machen, aber langsam kamen mir Zweifel.

Ich sprang aufs Fahrrad und strampelte stadtauswärts, so schnell ich konnte, weg von dem, was sich später als toxische Luft entpuppte. Doch was sollte ich mit meiner vierjährigen Tochter machen, die immer noch im Fahrradsitz schlief? Die Grundschule war zu weit weg, um zu Fuß zu gehen. Ihren Buggy hatte ich verschenkt. Unsere Babysitterin saß drüben in Brooklyn fest. Die Stadt war im Lockdown, denn weder Subway, noch Taxi, Auto oder Bus fuhren. Auf dem Fahrrad konnte ich nur ein Kind mitnehmen. Es fühlte sich an wie das Logikrätsel mit dem Bauern, der einen Fuchs, ein Huhn und einen Getreidesack über den Fluss bringen muss, aber nur einen Platz im Boot hat.

»Wo ist er?«, fragte ich laut, als ich an der *Intrepid* vorbeifuhr, dem Museumsschiff, das mein Mann so liebte. Inzwischen liefen mir Tränen übers Gesicht, und über mir heulten Kampfjets. Ich meinte damit: *Wo ist mein Ehemann in diesem Moment? Ist er tot? Lebt er?*, aber auch: *Wo ist er, immer?*

Im Frühjahr 1995, zwei Wochen vor dem Geburtstermin unseres ersten Kindes, wollte er unbedingt die *Intrepid* mit mir besichtigen, den ehemaligen Flugzeugträger aus dem Zweiten Weltkrieg, der als Museum am Ufer des Hudson River liegt. Im Einsatz hatte das Schiff fünf Kamikaze-Angriffe und einen Torpedoeinschlag überlebt. Ich hingegen überlebte kaum die steile, schmale Treppe aufs Deck. Auf halber Strecke blieb ich stehen, vor Schmerz gekrümmt und außer Atem, weil die Gebärmutter gegen meine Lunge drückte. »Ich kann nicht mehr«, ächzte ich. »Tut mir leid. Geh ruhig ohne mich. Ich setze mich unten auf die Bank und warte.«

»Nein!«, sagte mein Ehemann sichtlich verärgert. »Du hast es

mir versprochen!« Er liebt Militärmuseen. Am Anfang fand ich seine Leidenschaft für Geschichte und Waffen süß und sah mir auf gemeinsamen Städtereisen alle Militärmuseen mit ihm an, auch wenn sie mich nicht besonders interessierten, denn darum geht es in einer Ehe, dachte ich. Um Kompromisse.

Weil ich ihm zwischen den Tourist*innen auf der Schiffstreppe keine Szene machen wollte, schleppte ich mich bis hinauf aufs Deck, dann setzte ich mich auf den Boden und wurde prompt allein gelassen. (Bänke gab es nicht, jedenfalls sah ich keine.) Ich überlegte, ob ich an diesem schönen Maisonntag wieder hinuntersteigen und mich an den Fluss setzen sollte, aber dann dachte ich, mein Mann würde sich nur kurz umsehen und bald zu mir zurückkommen. Stattdessen besichtigte er das Schiff von oben bis unten alleine, was Stunden dauerte, während ich hochschwanger auf dem Deckboden saß und wartete. Und wartete. Und wartete. *Wo ist er?*, fragte ich mich. Tragbare Telefone gab es erst drei Jahre später. Die Bauchkrämpfe – vermutlich Übungswehen – wurden von Minute zu Minute stärker. Oder waren es die richtigen Wehen? (Ja, es waren die richtigen.)

»Wo warst du?«, fragte ich, als er endlich zurückkam, und schluckte die Tränen hinunter.

»Wieso? Ich habe mir das Museum angesehen«, sagte er.

Zwei Stunden später platzte im Rockefeller Park, einer aufgeschütteten Grünanlage im Schatten der Zwillingstürme, meine Fruchtblase.

Als ich sechs Jahre später von der Fotoagentur zurückkam, hob ich meine schlafende Tochter aus dem Fahrradsitz, legte sie ins Bett und versuchte, irgendjemanden aufzutreiben, der auf sie aufpassen konnte, solange ich meinen Sohn abholte. Das Telefonnetz war immer noch überlastet. Und während die Elternratgeber in meinem Regal gute Tipps hatten, wenn es ums Einschlafen, Gemüse und Wutausbrüche ging, stand in keinem davon, wie man

bei einem Terrorangriff ein Kind von der Schule abholt, während das andere schläft.

Dann, zum Glück: ein Vater aus der Nachbarschaft, der klingelte und fragte, ob ich Hilfe bräuchte. Ich bedankte mich, bat ihn, auf mein schlafendes Kind aufzupassen, und sprang auf das Fahrrad meines Mannes, an dem ein Tandemanhänger für ältere Kinder festgemacht war. Auf dem Weg nach Osten durch Manhattan lief in meinem Kopf in Endlosschleife R.E.M.s »It's the End of the World as We Know It«. Die auto- und menschenfreie Stadt lag funkelnd unter dem kobaltblauen Himmel, zwischen dem Heulen der Sirenen in unheilvolle Stille getaucht. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, dass ich die Schönheit bemerkte und genoss.

»Du bist zu spät«, sagte mein Sohn mit zitternder Unterlippe, als ich endlich vor ihm in die Knie ging und ihn umarmte. Es war erst kurz nach Mittag, aber er war einer der letzten Erstklässler*innen, die abgeholt wurden. Anscheinend hatten alle anderen Eltern auch beschlossen, nicht bis zum Schulschluss zu warten.

»Tut mir leid, Liebling«, sagte ich und schluckte die Tränen hinunter. »Ich bin gekommen, so schnell ich konnte.«

»Max' Onkel ist in dem Hochhaus. Und Dantes Daddy.«

»Ich weiß. Ich habe es gehört. Das ist schrecklich.« Ich hielt ihn fest, als er zu schluchzen begann.

»Geht es Daddy gut?« Erst letzte Woche hatte ihn mein Sohn in seinem Büro gegenüber vom World Trade Center besucht. Sie waren zusammen hinaufgefahren, um die Aussicht aus dem Restaurant Windows on the World zu sehen.

»Daddy geht es gut«, versicherte ich ihm und behielt für mich, dass ich seit Stunden nichts von ihm gehört hatte. Die Handynetze waren seit den Anschlägen zusammengebrochen, aber warum rief er nicht vom Festnetz im Büro oder von einer Telefonzelle*

* Erst später erfuhr ich, dass die Telefonzellen auch nicht mehr funktionierten.

an, um Bescheid zu sagen, dass es ihm gut ging? Die Menschen, die in den Hochhäusern starben, hatten Wege gefunden, ihre Ehepartner*innen und Kinder zu erreichen und ihnen in ergreifenden, später veröffentlichten Botschaften zu sagen: »Ich liebe dich.« Es war fünf Stunden her, dass er zur Arbeit gegangen war.

Nein. Nein. Hör auf, dich hineinzusteigern, ermahnte ich mich. *Es geht ihm gut. So ist er einfach.*

Als wir ein Jahr zusammen waren, hatte ich ihn an einem überfüllten Bahnhof in Mailand fünf Minuten allein gelassen, um uns zwei Flaschen Wasser zu besorgen. Als ich zurückkam, war er weg. Er war über eine Stunde weg – Handys gab es damals noch nicht –, und er verstand meine Tränen und meinen Ärger nicht, als ich ihn endlich fand. »Wo warst du?«, fragte ich. »Ich habe dich überall gesucht.«

»Ich habe mich umgesehen«, sagte er verwirrt und von meinem Unverständnis gekränkt.

Vieles an ihm, das ich liebte, hatte mit seiner Arglosigkeit zu tun: die unstillbare Neugier, die kindliche Ehrfurcht und Unschuld, die sich manchmal in unbeabsichtigter Ignoranz niederschlugen. Allerdings muss Ignoranz nicht beabsichtigt sein, um zu verletzen.

Als mein Sohn und ich aus der Schule kamen, dröhnten wieder Kampfjets über uns hinweg. Wir sahen zum Himmel. Was passierte da oben? Versuchten noch mehr Flugzeuge in Häuser zu fliegen? »Woher weißt du, dass es Daddy gut geht?«, fragte mein Sohn.

»Ich weiß es einfach«, sagte ich einigermaßen zuversichtlich, doch als wir nach Hause kamen, stieß ich in meinem Posteingang auf eine Frage, die von mehreren Absendern gestellt wurde: Ob mein Mann an dem Frühstück im Windows on the World teilgenommen habe?

Welches Frühstück im Windows on the World? Ich sah nach. Mir wurde schlecht.

Ausgerechnet die Risk Water Group hatte Delegierte aus dem Finanzsektor in der Tech-Branche zu dem unglückseligen Frühstück eingeladen. Zu dieser Zeit arbeitete mein Mann im Finanzsektor der Tech-Branche. War er dort gewesen? Wir erzählten uns fast nie von unseren beruflichen Terminen. Oder sonst irgend etwas. Ich schrieb meine Artikel, und er machte, was er so machte, und am Ende des Tages, wenn ich die Kinder gefüttert, gebadet und ins Bett gebracht hatte, die Spülmaschine eingeräumt, die Wäsche zusammengelegt, Schulzettel unterschrieben und die Plastikfiguren und verirrten Spiralnußeln aus den Legosteinen sortiert hatte, unterhielten wir uns manchmal für fünf Minuten, bevor ich mich noch mal an den Schreibtisch setzte, um ein oder zwei Stunden zu schreiben. Ich fragte nicht mehr, wo er war, oder bettelte, dass er zum Essen nach Hause käme. Ich fand es leichter, um zehn ins Bett zu gehen, als wach zu bleiben, bis er kam, und den nächsten Streit darüber vom Zaun zu brechen, wie ungleich unsere häuslichen Pflichten verteilt waren, wie sehr dieses Ungleichgewicht meine Karriere belastete und wie einsam ich mich in unserer Ehe fühlte.

Womit ich sagen will, es sprach genauso viel dafür wie dagegen, dass er zum Frühstück im Windows on the World gegangen war. Oder dafür, dass er ganz woanders war. Sich ein bisschen umsah.

Sollte ich ein Vermisstenplakat malen? Am nächsten Tag gab es Abertausende davon, als hätten alle New Yorker*innen im gleichen Moment die gleiche Idee gehabt, nämlich Fotos von Angehörigen mit dem Schriftzug auszudrucken: »MISSING!«, »WER WEISS, WO MEIN DADDY IST?« oder »ZULETZT GESEHEN UM 7 UHR, WER HINWEISE HAT, BITTE JUANITA ANRUFEN.«

Nein, dachte ich. Keine Panik. So ist er einfach. Vier Wochen nach unserem ersten Kuss 1990 in Paris kam ich pünktlich zu einem Rendezvous in einer Brasserie, die er ausgesucht hatte.

Fünfzehn Minuten vergingen. Dann zwanzig. Dann fünfundvierzig. Ich fragte mehrmals nach, ob jemand für mich angerufen habe. »Non«, sagte der Kellner mit wachsendem Mitleid und steigender Ungeduld.

Das war's, dachte ich, als ich nach Hause stampfte, zu wütend, um zu heulen. Als ich die Tür aufschloss, klingelte mein Telefon. »Bitte«, flehte er reumütig. Versuch zu verstehen: Sein Französisch sei nicht gut genug gewesen, um dem Kellner zu erklären, dass er bei der Arbeit aufgehalten worden war. Außerdem habe er die Nummer des Restaurants nicht gehabt.

»Du hattest die Nummer nicht? Warum hast du nicht im Minitel nachgesehen?« Minitel war der Online-Dienst, den es in Frankreich gab, bevor es das Internet gab – eine kleine Zauberkiste, die die französische Télécom mit dem Telefonanschluss zur Verfügung stellte. Man konnte darauf mit Fremden sprechen. Sexten, bevor »sexten« ein Verb war. Jede Telefonnummer in Frankreich finden.

»Ich saß in einem Meeting fest«, sagte er. Er bot an, als Wiedergutmachung am nächsten Abend für mich zu kochen. Erst lehnte ich ab. Dann dachte ich, jeder verdiene eine zweite Chance.

Jahre später würde ich das Zitat von Maya Angelou lesen – »Wenn dir jemand zeigt, wer er ist, glaub ihm beim ersten Mal« – und mich an meine Entscheidung erinnern. Doch ich nahm sein Angebot an, als Wiedergutmachung für mich zu kochen, und es war köstlich, und als er am nächsten Morgen zur Arbeit ging, schloss er mich versehentlich in seiner Wohnung ein. Auch dafür entschuldigte er sich überschwänglich – ich musste einen wichtigen Termin mit dem Fotoredakteur von *GEO* absagen –, und hier waren wir nun: Mein Mann wieder einmal spurlos verschwunden, aber wahrscheinlich auf dem Heimweg nach einem Terroranschlag; ich mit den Kindern im Ausnahmezustand, während ich so tat, als wäre alles in Ordnung.

Als er mehrere Stunden nach dem Anschlag endlich nach Hause kam, brach ich in Tränen aus. So unglücklich ich über den Zustand unserer Ehe war, mit keiner Faser meines Körpers wollte ich, dass meine kleinen Kinder, die ihn jetzt mit Küssen überschütteten, ihren Vater verlören. In diesem Moment nahm ich mir mit neuer Entschlossenheit vor zu reparieren, was zwischen uns nicht stimmte.

Der nächste Tag, der 12. September 2001, war unser achter Hochzeitstag. Angesichts der Tausenden von Vermissten, die uns von handgesetzten Flyern anstarrten, der bewaffneten Nationalgardisten an jeder Ecke, der toten Freunde und Nachbarn, die zu beklagen waren, des zusammen mit den Türmen verschwundenen Jobs meines Mannes und der Tatsache, dass der Tisch, den wir reserviert hatten, jetzt jenseits eines rauchenden Massengrabs stand, schien es mir nicht richtig, unsern ehelichen Müll auf die Waagschale zu legen.

Ich konnte unsere spezifische Dysfunktion nicht benennen. Oder besser, ich war noch nicht bereit, ihr einen Namen zu geben. Denn sie zu benennen, hätte bedeutet, die Ehe zu beenden. Ich war gut darin, unter suboptimalen Bedingungen zurechtzukommen, und ich war noch besser im Verdrängen. *Wir haben gerade eine schwierige Phase*, redete ich mir ein. Und engen Freunden. Und meiner verheirateten Schwester. Und Nora. *Es ist gerade etwas holprig.*

Aber es ging nicht darum, dass es *gerade etwas holprig* war. Wir waren uns in gar nichts einig. Wo wir wohnen wollten: Ich wollte Miete sparen und nach Brooklyn ziehen; er wollte sich weiter abrackern, nur um in Manhattan zu bleiben. Wie wir die Verantwortung im Haushalt aufteilen sollten: »Du bist die Mutter, das ist deine Aufgabe«, wehrte er jede meiner Bitten ab, als hätte es Betty Friedan nie gegeben. Wie wir unsere Berufe unter einen Hut bringen sollten: Er glaubte fest daran, dass seine Arbeit Vorrang

hatte, obwohl ich jahrelang die Hauptverdienerin gewesen war. Wir waren uns nicht einig über den Umgang mit Geld, den Ton unserer Gespräche, unsere Bereitschaft, die Psyche unserer Kinder von Sticheleien zu verschonen. Und vor allem nicht darüber, was Liebe war.

So vergingen zehn Jahre.

Lunch mit Nora, East Hampton

Juli 2011

»Ich kann nicht mehr«, erkläre ich Nora endlich. Ich rufe sie frühmorgens an, aber ich bin zu aufgewühlt, um ins Detail zu gehen, nachdem ich am Abend zuvor einen besonders unangenehmen Streit mit meinem Mann hatte. In einer Woche will mein Lektor die finale Version meines neuen Romans auf dem Tisch haben. Eigentlich sollte ich den Vormittag mit meinem Rotstift verbringen. Aber die Buchstaben verschwimmen auf den Manuskriptseiten. Mein Gehirn ist wie gelähmt, weil mir der Streit nicht aus dem Kopf geht.

»Ich reserviere dir einen Platz im nächsten Bus«, sagt Nora und schickt mir, noch während wir telefonieren, den Link. Sie ist in ihrem Haus in East Hampton und schreibt an *Lucky Guy*, einem Stück über einen Boulevardjournalisten, der an Krebs stirbt. Es sollte ihr letztes Stück sein. »Ich hole dich vom Bus ab. Iss nichts. Ich mache dir Lunch.« Als ich sie vor fünf Jahren angerufen hatte, um ihr zu sagen, dass ich nicht zu der Babyparty kommen konnte, die sie für mich organisiert hatte, weil ich für den Rest meiner Schwangerschaft liegen musste, kam sie mit einem Dutzend Hummern, zwei hausgemachten Zitronenbaiserkuchen und unseren gemeinsamen Freunden bei mir vorbei und erledigte im Anschluss den ganzen Abwasch.

Bis heute habe ich niemandem außer meiner Therapeutin von den dunklen Seiten meiner Ehe erzählt. Zu groß war die Scham, die Worte auszusprechen, aber auch die Scham, die Selbstvor-

würfe und das Unbehagen, mich für eine starke, selbstständige Frau zu halten und gleichzeitig zu schwach zu sein, um mich aus einer dysfunktionalen Ehe zu retten. Oder um auch nur zuzugeben, dass sie dysfunktional war. (*Wir haben eine schwierige Phase. Es ist gerade etwas holprig.*) Außerdem will ich nicht schlecht über den Vater meiner Kinder reden, erst recht nicht vor meiner Mentorin und Superheldin. Aber als ich an jenem Nachmittag in Noras lichtdurchfluteter Küche sitze, in der Geborgenheit ihrer mütterlichen Präsenz und Diskretion, lege ich alles auf den Tisch. Bis zum letzten Knochen.

Später, nach dem Exorzismus, gesellt sich Noras Mann Nick zu uns, legt seiner Frau sanft die Hände auf die Schultern und gibt ihr einen Kuss auf den Scheitel. »Ist das echt?«, frage ich ungläubig und zeige auf die innige Geste. »Ist es so gut, wie es aussieht?« Der Heiligschein, den die Nachmittagssonne auf ihr Liebesglück wirft, ist fast zu viel: Harry und Sally in ihren goldenen Jahren. Mein Neid auf ihre Bindung lodert fast so hell wie meine Bewunderung.

»Nein«, sagt Nick. »Besser.«

»Deb!« Nora steht lachend auf und geht zur Küchentheke. »Nick ist mein dritter Mann! Wenn man es beim dritten Mal nicht richtig macht ... Komm, hilf mir, den Tisch zu decken.« Sie schneidet dicke Scheiben Bauernbrot. »Bleibst du über Nacht?«

»Ich kann nicht«, sage ich. »Ich muss meinen Sohn um halb sechs vom Bus abholen.«

Nora schürzt die Lippen und neigt den Kopf, sodass nur die Augenbrauen an Ort und Stelle bleiben. »Kann das vielleicht sein Vater machen?«

»Ich frage ihn«, sage ich, auch wenn ich die Antwort kenne, bevor ich zum Handy greife. Bis heute ärgere ich mich, dass ich nicht einfach gesagt habe: »Ist mir egal. Sieh zu, wie du es hinkriegst. Ich komme nicht nach Hause. Ich bin zu verletzt und zu wütend.

